



Bericht zum 7. Basler Renaissancekolloquium

am 19. April 2007

von Maike Christadler, Anja Lutz, Yigit Topkaya

«Die Renaissance der Anderen?»

Unter dem Titel "Die Renaissance der Anderen?" blickte das 6. BRK über die traditionellen Grenzen des Renaissance-Raumes hinweg und zielte darauf, das Konzept der "Renaissance" relational zu denken, als eine Kategorie, die Bezüglichkeiten thematisieren kann sowie Wechselwirkungen und Interaktionen beschreibt anstatt auf Wesenszuschreibungen und Abgrenzungen zu setzen. Es ging darum, den Identitätsbegriff "Renaissance" für die westliche Zivilisation zu hinterfragen, die ‚Ränder‘ (räumlich, zeitlich und disziplinär) in den Blick zu rücken und damit klare Zentrum-Peripherie-Zuweisungen aufzubrechen. Methodisch-theoretisch boten dazu Ansätze der postcolonial studies einen Rahmen und historisch-konkret konnte an Beispielen die Pluralität von Perspektiven und die Hybridisierung von Kulturen gezeigt werden.

Natalie Zemon Davis (Toronto):

'Renaissance' Conversions in Europe and North Africa

Im Vortrag von Natalie Zemon Davis stand mit der Figur des Leo Africanus (ca. 1486/88-nach 1532) ein europäisch-afrikanischer "Grenzüberschreiter" im Zentrum, den Davis als Vermittler zwischen der christlichen und islamischen Kultur charakterisierte. In Granada als Muslim geboren gelangte al-Hasan ibn Muhammad ibn Ahmad al-Wazzan als Gefangener ins Zentrum der Christenheit, an den Hof Papst Leos X., wo er zum Christentum konvertierte. Die religiöse(n) Identität(en) des Giovanni Leone und die Frage, wie die beiden großen Buchreligionen sich bei aller kultureller Differenz zueinander in Beziehung setzen konnten, war Davis' eigentliches Thema.

Im Kreis der humanistischen Gelehrten in Rom wies sie ein wissenschaftliches Interesse am Austausch mit dem Islam nach, das sich in Übersetzungen des Koran ebenso spiegelte wie in dem Versuch, den Orient als historischen Ursprung zu vereinnahmen. In Leo Africanus konstruierte Davis eine Figur, die die (Er)Kenntnisse des christlichen Humanismus mit den islamischen Traditionen zu verbinden vermochte, ohne seine eigenen Überzeugungen zu verraten. So vertrat sie die These, dass die Konversion Leos lediglich vor dem Hintergrund der taqiyya, die in der islamischen Welt eine Verstellung bzw. ein Verleugnen erlaubt, wo man aufgrund seines Glaubens bedroht ist, zu verstehen sei. Dieses Sich-Verstellen macht aus Africanus einen quasi modernen Charakter, der mit verschiedenen Identitäten spielt und seiner Persönlichkeit jeweils verschiedene Elemente einverleibt.

Dennoch bleibt die Frage, warum Africanus trotz des in seinen Schriften geäußerten Rückkehrwunsches so lange in Rom verharrte, mit der allgemeineren Frage nach den Bedingungen kulturellen Austauschs verbunden. Davis' nannte drei mögliche persönliche Gründe, die jedoch auch aus dem Aufeinandertreffen der beiden Religionen resultieren: die Dissimulation, das Wissen um Ähnlichkeiten zwischen Islam und Christentum und das Geschick, trotz räumlicher Nähe Distanz halten zu können.

Prof. Dr. Monica Juneja (New Delhi/Hannover):

'Braided histories'? Die Mogul-Kunst, der wissenschaftliche Diskurs und die Polyphonie der Bilder

Monica Juneja stellte in Anlehnung an N. Z. Davis das Konzept der "braided history/ies" als einen möglichen Weg aus eurozentrischen und nationalen Perspektiven und Historiographien vor. In ihrem vergleichenden Überblick über die europäische und indische Kunstgeschichtsforschung plädierte sie für ein Verständnis der Renaissance als dezentrale Erscheinung und für einen dezidierten Blick auf Phänomene kultureller Verflechtung. Am Beispiel der nordindischen Mogul-(Hof)-Kunst des 16./17. Jahrhunderts konnte Juneja zeigen, dass die Kenntnis und Aneignung westlicher Kunst, die vor allem über die jesuitischen Missionare an den Hof gelangt war, Teil eines komplexen Systems der herrscherlichen Selbstvergewisserung, des Aushandelns sozialer Verhältnisse und der künstlerischen Selbstverortung war. Der seit dem 19. Jh. verfestigte Kanon kunsthistorischer Erklärungs- und Deutungsschemata ließ bisher Fragen nach Brüchen in der einseitig und linear gedachten Einflussnahme westlich-christlicher auf die indische Kunst nicht zu und blendete die Möglichkeit aus, dass die am Mogul-Hof tätigen Künstler und ihre Auftraggeber sich fremde und neue Elemente bewusst und selektiv aneigneten. Aus der europäischen Kunstgeschichte entlehnte Prämissen (wie Künstler-Individuum und Stil-Bewertung) wurden unhinterfragt übernommen. Demgegenüber hat die postkoloniale indische Forschung die vorkoloniale Kunst bewusst national und kultur-anthropologisch neu interpretiert. Juneja plädiert für einen anderen – mittleren – Weg, der vor allem den reziproken Austausch zwischen den Kulturen in den Blick nimmt. An den Höfen der nordindischen Mogulherrschaft brachte man den Europäern und ihren Traditionen zunächst geringes Interesse entgegen – anders als den Reisenden anderer asiatischer Reiche. Erst mit der Ankunft der Jesuiten 1580 wurden die herrschenden Schichten mit großen Mengen westlich-christlichen Bildgutes konfrontiert und das Interesse an europäischer Sachkultur begann zu wachsen. Juneja spricht von dieser Situation als "reziproke Asymmetrie": beide Seiten waren von der zentralen und überlegenen Bedeutung ihrer eigenen Kultur überzeugt. Am Beispiel der Herrscherporträts, in denen hinduistisches Bildverständnis eine bewusste Auseinandersetzung (als Kopie, selektive Aneignung oder Ablehnung) mit europäischen Vorlagen sucht, zeigt sich, dass die Bilder – und mit ihnen die Übertragungsprozesse – als diskursive Elemente im Feld sowohl einer Kulturbeggnung wie auch eines Aushandelns von Machtverhältnissen am Mogul-Hof verortet waren und dabei immer als zwei- oder mehrdeutige Systeme zu verstehen sind. Den Kreis schließend stellte Juneja zuletzt die Frage nach der Bedeutung derartiger interkultureller "Übersetzungen" (Martin Fuchs) für die Konzeptualisierung der europäischen Renaissance in den Raum.

Prof. Dr. Christian Kiening (Zürich):

Ränder der Renaissance

Kiening begann – bezugnehmend auf den Titel des Kolloquiums – den ersten theoretischen Teil seines Referats mit dem Hinweis auf die Doppeldeutigkeit der Rede von der Renaissance der Anderen. Diese projiziert auf anachronistische Weise moderne Alteritätsvorstellungen auf vormoderne "Fremdbeschreibungen", während sie zugleich das Konzept der Renaissance als genuin europäisches Projekt problematisiert. Die Frühe Neuzeit steht jedoch erst am Beginn einer Ausdifferenzierung von Fremd- und Selbstbeschreibungen. Der Diskurs über Alterität in der Zeit der Entdeckungsreisen formiert sich erst ansatzweise – Kiening nannte als Beispiel u.a. die Reisebeschreibungen - und besitzt noch keinen paradigmatischen Status. So entsteht der Ausdruck "Fremder" (als abstrakte Ausgrenzungskategorie) begriffsgeschichtlich erst in der Neuzeit (18./19. Jahrhundert) im Zuge des Globalisierungsprozesses. In der Frühen Neuzeit hingegen wird das Fremde bzw. die fremde Kultur stets als etwas Konkretes beschrieben, d.h. Flora und Fauna, Sitten, religiöses Verhalten werden stets

mit der eigenen Kultur verglichen. Ähnlich funktioniert die Rede über den Wilden, wobei der Wilde sowohl eine Gefahr als auch eine Verheissung für den eigenen Zustand darstellt. Über die Reisebeschreibungen der Neuen Welt lenkte Kiening den Blick auf die "Ränder der Renaissance", für die er ebenfalls eine Doppeldeutigkeit konstatierte. Über den Blick auf die sogenannten Ränder, die z.B. in der zeitgenössischen Kartographie festgelegt werden, erfolgt in den Reiseberichten der Entdeckungsreisen eine Verschiebung, wodurch die ursprüngliche Peripherie zum (neuen) Zentrum wird und zugleich einen Eigensinn erhält (dritte Räume). Die Texte oszillieren dabei ständig zwischen einer Rhetorik der Innovation und einer Rhetorik der Erfahrung, indem die Neue Welt einerseits als eine Verheissung figuriert, andererseits aber versucht wird, das Neue in die tradierte Weltsicht einzuordnen. Bezeichnend für dieses ambivalente Vorgehen ist der Umstand, dass die Neue Welt als die Wiedergeburt und Wiederkehr der Antike gedeutet (und gefeiert) wird, wodurch die Zukunft der Neuen Welt mit der Vergangenheit der Alten verkoppelt wird. Solche Ambivalenzen sind nach Kiening Bedingung für das Zusammenspiel von Realem und Fiktivem in den Texten der "Entdecker" – womit der Referent zugleich den Übergang zum zweiten Teil seines Vortrages einleitete: Thomas Moru' "Utopia" wurde zum ersten Mal 1516 in Löwen gedruckt und erlebte in der Folge mehrere Auflagen. Bezugspunkt waren die Reiseberichte Vespuccis (und weniger die von Colon). Die Utopia stellt nach Kiening eine Insel mit "geographischer Unschärfe" dar: denn obwohl Objekt des Utopischen ist die Neue Welt im Werk von Morus lediglich ein Durchgangsstadium auf dem Weg zur Utopia, wodurch diese selbst zu einem – auch im textuellen Sinne - künstlichen Paradies und imaginären Un-Ort mutiert. Hierin hält Kiening im Vergleich mit den Reiseberichten eine Verschiebung der Verheissung – von der Neuen Welt auf die Utopia – fest, was er auf die Skepsis des Autors gegenüber der Möglichkeit zurückführt, dass der materielle Gewinn aus der Neuen Welt die Alte erneuern könnte.

Für die **Schlussdiskussion** hob Lukas Burkart drei Gemeinsamkeiten der Referate hervor:

1. Ein Sprechen über die Renaissance meint immer ein Doppeltes: einerseits ein Sprechen über eine Epoche und historische Dimension, das zugleich historische Semantiken mit einbezieht. Andererseits stellt die "Renaissance" ein wissenschaftsgeschichtliches Sprechen über einen Begriff und über ein Konzept dar, das eine intensive Auseinandersetzung herausfordert und mittlerweile zu einem produktiven Prozess geführt hat. Ausserdem ist erneut deutlich geworden, dass die Renaissance kein ausschliesslich europäisches – und erst recht kein italienisches – Projekt gewesen ist.
2. Religion ist wieder in das Blickfeld der Konzepte über die Renaissance geraten, während man sie lange als ein sich von der Religion emanzipierendes Projekt darstellte.
3. Die Renaissance hat immer mit "Räumen" zu tun, die nicht nur Utopien sondern stets auch soziale Orte sind.

In der anschliessenden Diskussion wurde zunächst auf das Konzept der "Destabilisierung", wie es im Referat von M. Juneja präsentiert wurde, hingewiesen und festgestellt, dass damit ein Begriff gegeben sei, mit dem "fremde Repräsentationsmöglichkeiten" differenzierter beschrieben werden könnten. Die Attraktivität des Konzeptes besteht darin, soziale Konflikte und Differenzen und damit das Destabilisierungspotential von sozialen Räumen aufzeigen zu können. Über die Einbeziehung der "sozialen Räume" entgeht man der Gefahr, "Renaissance" als Phänomen elitärer Kulturproduktion zu sehen. Im weiteren wurde auf die unterschiedlich ausgerichteten Konzepte "Renaissance" und "Frühe Neuzeit" hingewiesen: während das letztere einen heuristischen Begriff meint, stellt "Renaissance" ein Zeit- und Geschichtskonzept dar, wodurch Spannungen zwischen beiden Begriffen entstehen, die letztlich auch auf das Verhältnis zwischen wissenschaftlichem Vorgehen und Beobachtung ihre Auswirkungen haben. Mit Bezug auf das Konzept der Destabilisierung wurde darauf hingewiesen, dass die Dynamiken der Zuschreibungen stets eine doppelte Ausrichtung haben: einerseits werden ständig neue Rahmen gesetzt, die gleichzeitig von den Rändern her destabilisiert werden; andererseits streben solche Dynamiken stets auch auf Rahmensetzungen zurück.